

Sä..., da hescht öppis

Autor(en): **Wüthrich, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 49

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wünscht die Dame es Portmoneh? Ganz billig!



J ha gäng dr Momänt gseh, wo si so ine Tasche yneschläüff, für z'luege, öb die War guet syg



Chouff sie ihrem Aetti e Tubakpfyfe, oder ächt für ihre Härzallerliebscht?



Woff sie ächt ihrne Boys mit Zibele ds Läbe versüsse? (Bildreportage W. Nydegger, Bern)

USA am Bärner Zibelemärit 1945

Am Zibelemärit bin i a nere ameritanische Urlouberer nahe zottlet. Es het mi wunder gno, was die Wachmeistere alles erläbt uf üsem Märit. Ufgafalle isch mer, daß sie sed für alles inträffiert het. Fafsch bi jedem Stand het sie halt gmacht und sed öppis la vorfuehre. Sie het zwar nume änglisch chünne, aber es isch lufchtig gfi, wie die Chrämersküt sich mit der Dame us USA verständiget het. Mängisch hätt me chünne meine, me hgi in ere Loubstummeschuel. Mit de Finger hei die guete Lüt ere z'vertah gäh, was das Züg föll chofchte. Wo sie du ihre Sold verpußt gha het, isch si gäge ds Palais Fédéral übere gfüret zu ihrne Kamerade u het ne mit großem Stolz die Sache alli zeigt, wo sie kramet het für über ds Wasser.



Da gits sicher allerhand z'verzelle, we me usgrächnet am Zibelemärit 1945 het dörfe z'Bärn sy

Sä..., da heshcht öppis

Kleine Geschichte vom Franzosenbuben Bernard Lavie

Erzählt von Rudolf Wüthrich

«Was sägit dir, Schwöschter Rösli, dir bringit e Giel zu üs i Männersaal?» brummte mein Bettnachbar, der bärenstarke Strassenwischer Blaser, in widerlichem Tone. «Natürlich», sekundierte ihn gleich der herzkrankte, nervöse, 42jährige ledige Militärpatient Berger, «wieder es Ching zu üs ine, de cha me de nümme rede, was me gärn wetti.» «Wo wohl, redet de nume was dir weit, dä Bueb, wo zue-nech chunnt, verschteit nüt dütsch.»

«So, de isch es dänk en Internierte? Oder e Flüchtling? Cha-n-er öppe wältsch rede? Ig o, vo hie uf Gänf, we mir niemer begägnen», forschte und witzelte gleich der magenkrankte, junge, magere Dürig. «Ja Manne, heit de sorg zue-n-ihm, es isch es

arms Franzosebuebli, wo z'Münchebuchi zur Erholig i de Ferie wilet», antwortete besorgt Schwester Rösli. «Was fählt ihm de?» wollte jetzt der gwundrige Dürig noch wissen. «Ig weiss es o nit, das muess de dr Dokter z'ersch no luege.» Mit diesen Worten entfernte sich pflichtbewusst die Schwester aus unserem Krankensaal.

«Dä Boy wird o heftig chrank si, dass me dä vo Münchebuchi uf Bärn iche i ds Spital bringit!» witzelte der Blaser spöttisch. Dann schwiegen wir zehn Männer über den Fall, wir, die das Schicksal des Leidens hierher gewürfelt hatte. Diese Männer liebten Kinder nicht unter sich. Sie wollten allein sein, ihre Ruhe haben. Sie wollten schmutzige Witze erzählen,

Zoten, die nur sie selber vertrugen, sie wollten auch jedem Neuen viel Intelligentes sagen. Dazu konnten sie ein Kind nicht gebrauchen.

Eine Weile später trat Schwester Rösli wieder unter die Türe; diesmal mit einem schmächtigen 11jährigen Knaben. Der Kleine schlug die Augen nieder, als er zu uns hereinblickte. Plötzlich aber löste sich seine Zunge, und er schien aus einem Traum zu erwachen, indem er schüchtern sprach: «Bonjour Messieurs! Je m'appelle Bernard Lavie, et je suis de St-Chéron, France!» Worauf ihm einige Tränen aus den Augen traten. «Grüessti Chlyne!» brummt die Männer im Chor. Das schien das Bürschchen etwas zu beruhigen. Aber gleich darauf half die Schwester dem schwarzhaarigen, blauäugigen Knaben, der zwei Jahre jünger schien, als er war, aus den Kleidern, worauf sie ihn in das noch freie Bett in der Zimmerecke musterte. Behutsam, wie eine gute Mutter, legte sie des Buben schwarzes Beret, seine kurzen Manchesterhosen, sein hellblaues Polo-

Hemd und seine gelben Strümpfe auf einen Stuhl. Dann gab sie dem Kleinen ein grosses Männerhemd, das ihm bis auf den Boden reichte. Der Knabe lachte: «Le Pasteur!» und spielte schnell in Pose einen Pfarrer, als er das Hemd anzog, das ihn wie einen Talar umgab.

«Dä isch doch gsund!» sagte darauf der Blaser laut zu mir und rümpfte die Nase.

«Halt en quäcksilbrige Franzos», gab ich ihm trocken zurück. Ich hatte eine helle Freude an dem naiven Kleinen. Mich wunderte, wie er sich uns anpassen würde.

Als Bernard in dem für ihn viel zu grossen Bette lag, blickte er wieder mit einem übertraurigen Gesichte in die Welt. Ach, das viele Neue, das viele Fremde, das konnte ihm nicht so schnell behagen; alles vielleicht nie. Aber das war zum Verwundern bei ihm heute so, morgen und übermorgen nicht anders. Der Kleine schien einfach untröstlich zu sein bei uns.

Die Männer sahen das, und am dritten Tage ging bald dieser und bald jener zu dem Knaben ans Bett und legte ihm irgendeine Kleinigkeit auf sein Nachttischchen. Es waren ein wenig Süssigkeiten, ein paar weisse Brötchen, einige Nüsse, Zuckerstengel, Orangen und Schokoladen. Die Geber begleiteten dann diese Manierlichkeit immer mit den aufmunternden Worten: «Sä — da hescht öppis». Einige

sagten auch: «Sä Chlyne, lueg öppis Süesses für di!» Die meisten Männer hingegen machten nicht viel Worte, sie zeigten nicht ein weiches Herz, sie sagten einfach: «Sä — da hescht öppis». All diese Zuneigung tat Bernard wohl, er sagte dann immer mit heiserer Stimme: «Merci bien!» Aber unverständlicherweise ass er nichts von all den Leckereien, sondern er verstaute sie alle, fein säuberlich, in seiner Tischschublade. Alle bis auf einen hatten den Kleinen nun beschenkt. Der Blaser der gab nichts. Er sagte laut: «Ig gibe dene frömde Fötzle nüt, die überchöme gnue, die überchöme meh als mini eigete Ching».

Wenn der starke Mann polternd so sprach, schielte Bernard traurig und forschend zu mir herüber. Seine Augen wurden dabei gross, ach — er wusste nicht, was los war. Ich aber lachte, als wären Blasers Reden gute Witze und so lachte bald auch Bernard mit. Das war gut so. Es war nun schon der vierte Abend, seitdem Bernard bei uns war. Es dunkelte im Saal. Schwester Rösli hatte gute Nacht gewünscht, wobei der Bub das erste Mal mit lachendem Gesicht sagte: «Bonne nuit! Bon repos! Dormez bien, ma Sœur!» Wir legten uns zum Schlafen zurecht. Leise spielte das Radio. «Lieder aller Völker», hatte der Sprecher angekündigt. Jetzt ertönte die «Marseillaise». Ich schaute gespannt auf

Bernard. Er fuhr blitzschnell auf, setzte sich aufrecht ins Bett, und stützte den Kopf mit den Händen. Die Musik verklang. Bernard stierte ins Leere. Er träumte. Nun aber erhob er sich mit einem Male ganz behutsam. Er kramte in seiner Nachttischschublade etwas zusammen. Damit huschte er zu seinem Nachbar. In seinem langen Hemd sah er aus wie ein Engel des Himmels. Jetzt legte er dem Berger etwas aufs Nachttischchen und sagte seltsam zufrieden: «Sä — da escht eppis!» Der Berger wehrte: «Chlyne du Narr, iss du die Nüssli u die Schoggolade sälber, für das hei mir dir das Züg gäh!» Bernard staunte einen Moment verdutzt, dann aber ging er, als sei er seiner Sache ganz sicher, zum zweiten, dritten, vierten: «Sä — da escht eppis!» Er kam auch zu mir und legte mit zitternden Händchen ein paar Nüsse und eine Orange auf den Nachttisch. Ich konnte ihm, als ich seine zufriedenen, strahlenden Augen sah, nicht wehren. Zuletzt aber schlich er sich zum Blaser, gab auch ihm Leckereien und schmunzelte glücklich: «Sä — da escht eppis!» Dann verschwand er lautlos in seinem Bett. Alles war ruhig.

Zwei, drei Männer würgten einen Seufzer herunter. Blaser brach laut die Stille: «Halt doch en guete Bueb, der Bernard... ja, ja, sä — da hescht öppis...»

Erlebnisse einer Marktfrau

Nun bin ich also für einen Tag Marktfrau. Würden wir an unserm Stand «Chirschi» oder gar couponfreie Ankenbälleli feilhalten, wäre uns um den Absatz nicht bange. Wir möchten aber mit unsern kleinen Haushaltsgegenständen auch ideelle Werte an den Mann, bzw. die Frau bringen, und da fängt es bereits zu hapern an. Zwar ist die Wahrheit heutzutage fast so selten wie am diesjährigen «Zibelemärit» der Knoblauch, aber es gibt Leute, denen sie trotzdem nicht gefällt. So kommt es vor, dass unsere Zibelebrätli mit dem wahren Spruch: «Ds Museum Schwyz' isch bald allei, wo d'Froue no kes Stimmrecht heil!» mit einem verächtlichen Seitenblick abgetan werden. Aber im allgemeinen kaufen die Frauen mit verständnisvollem Schmunzeln bei uns ein. Mancher Hausfrau wird künftig der Kuchenteig besonders gut gelingen; denn der Spruch auf der erstandenen Kelle: «Mer schaffe und stüre wie der Ma, drum wei mer ds Stimmrecht und Wahrächt ha!» wird ihr den nötigen Schwung verleihen, um den Teig luftig zu rühren.

Einige Mühe bereitete es mir, den amerikanischen Urlaubern den Zusammenhang des Zibelemärit mit dem Frauenstimmrecht begreiflich zu machen. Als ich ihnen aber erklärte, dass die Schweizerfrau nicht nur beim Zwiebelschneiden Tränen vergiesst, sondern auch beim Gedanken daran, dass sie bald die letzte im alten Kontinent ist, die



Die Aktion für die Frauenarbeit in der Gemeinde stellte auf dem Bärenplatz am Berner Zibelemärit einen originellen Stand auf und warb bei den Besuchern eifrig für ihre Bestrebungen. Photopress, Bern.

vom starken Geschlecht als minderwertig betrachtet wird, hatten sie ein verständnis- und mitleidvolles Lächeln. Und rasch musste ihr Freund sie vor unserm Stand photographieren, damit sie das Bildchen als «curiosity» heimnehmen könnten. Ob wir Schweizer aber Grund haben, auf diese «curiosity» unseres Landes stolz zu sein?...

Nun aber zu den Schweizermännern. Diese sind wirklich ein Kapitel für sich! Ich habe oft gehört, es gebe in der Schweiz einen starken Ueberschuss an Frauen. Das kann aber nicht stimmen, jedenfalls nicht in der Stadt Bern. Denn 90 Prozent der Männer, denen ich empfahl, für ihre Frau oder Liebste ein Zibelemäritgeschenkli mitzunehmen, versicherten mir, sie hätten keine. Da soll mir noch einmal ein Frauenstimmrechtsgegner sagen, wir Frauen könnten unseren Einfluss auf das öffentliche Leben «via Mann» ausüben! Aber unsere Zeitung «Es taget...» kauften sie gerne, vielleicht, weil sie hofften, eine tolle Heiratsanzeige darin zu finden. Und sie täuschten sich nicht, denn auf der Inseratenseite sucht eine junge Japanerin die Bekanntschaft eines lebenswürdigen Schweizerbauern, da sie die Stimmpflicht nicht auf sich nehmen möchte. Nun, aus welchem Grunde die Zeitung auch immer gekauft wurde, ich bin überzeugt, dass den Leuten nicht gerade die Sonne, sicher aber ein grosses Licht aufgegangen ist.

M. K.